

FEDERICA DE CESCO

Wüstenmond

### *Buch*

Die französische Dokumentarfilmerin Tamara bricht in die Sahara auf, um einen Film über uralte Ruinen und Felszeichnungen zu drehen. Doch sie ahnt nicht, dass sich ihr Vorhaben zu einer persönlichen Herausforderung entwickeln wird: Tamaras Vater gehört dem Nomadenvolk der Tuareg an, und sie selbst ist inmitten der Wüste in einer Sandmulde geboren worden. Die Mutter, eine Belgierin, hatte sich nach dem Tod des Vaters nach Brüssel zurückgezogen, wo sie in einer Welt der Erinnerungen und Träume lebt. Während der Reise erfährt Tamara eine dramatische Konfrontation mit der Vergangenheit ihres Volkes – und eine große Liebe: Elias. Der unerschrockene Freiheitskämpfer zeigt ihr nicht nur die Härte des Nomadenalltags, die Not des stolzen und unbeugsamen Wüstenvolkes und den hoffnungslosen Kampf der Tuareg um Unabhängigkeit, sondern stellt sie auch vor die schwerste Entscheidung ihres Lebens ...

### *Autorin*

Federica de Cesco, geboren in Italien, wuchs in verschiedenen Ländern mehrsprachig auf und studierte in Belgien Kunstgeschichte und Psychologie. Heute lebt sie mit ihrem Mann, einem japanischen Fotografen, in der Schweiz. Sie hatte bereits über fünfzig höchst erfolgreiche Romane für Kinder und Jugendliche sowie mehrere Sachbücher verfasst, als ihr mit dem Roman »Silbermuschel« ein fulminantes Debüt in der Belletristik für Erwachsene gelang. Federica de Cesco lebte selbst längere Zeit unter den Tuareg, was sie zum Schreiben von »Wüstenmond« inspirierte und dem Roman seine große Authentizität verleiht.

*Von Federica de Cesco sind im Blanvalet Taschenbuch bereits erschienen:*

Feuerfrau (35531)  
Die Tibeterin (35296)  
Silbermuschel (43137)

Federica de Cesco  
Wüstenmond

Roman

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2000  
beim Marion von Schröder Verlag, einem Unternehmen der  
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe Juni 2007 bei Blavalet, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2000 by Ullstein Buchverlage  
GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagbild: Markus Gann/[www.begann.de](http://www.begann.de)

lf · Herstellung: WAG

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-36868-6

[www.blavalet.de](http://www.blavalet.de)

Für Adem und Marianne Roth  
und immer wieder für Kazuyuki

Wohin gehen wir denn? Immer nach Hause.  
*Novalis*

Sie wollen uns gute Manieren lehren,  
aber sie werden es nie fertigbringen,  
denn wir sind Götter.

*Giuseppe Tomaso di Lampedusa,  
Der Leopard*



## *Prolog*

»Erzähl mir was, Elias«, sagte ich.

Der Mond war abnehmend und zeigte sich spät. Die ferne Ebene leuchtete weiß wie Salz, inselgleich hoben sich daraus Felsen, und der Ring der Berge hielt die Wüste in dunkler Umarmung. Die Steine waren noch warm, aber bald würde die Kälte aus den Tiefen der Erde dringen. In der Ferne atmete der Wind: ein auf- und abschwelliges Geräusch, wie das Rauschen unsichtbarer Meereswellen.

Und Elias erzählte:

»Im Adrar der Iforas lebte eine junge Frau. Sie war biegsam und schlank, einer Gazelle gleich. Ihre Brauen waren schwarz wie Rabenfedern, ihre Gewänder dufteten nach Rosenöl und Jasmin. Ihr Name war Tallit – die Mondsichel. Ihre Schönheit und Klugheit waren weit über die Berge des Adrars hinaus bekannt. Ihr Ruf lockte die jungen Männer von den Ebenen der Tassilis und den roten Festungen des Ahaggars herbei. Auf ihren Reitkamelen edelster Zucht nahmen sie lange, beschwerliche Reisen auf sich, trotzten den Sandstürmen und setzten ihr Leben aufs Spiel, um einen Blick aus Tallits schwarzen Augen zu erhaschen. Doch die launische junge Frau verschmähte alle Bewerber. Sie schenkte vielen Männern ihre Gunst, aber keiner vermochte ihre Liebe zu gewinnen.

Eines Nachts aber, als der Mond über die Dünen schwamm, verspürte Tallit großen Durst. Ihr Wasser-

vorrat war erschöpft. Sie rief ihre alte Dienerin, doch diese lag in tiefem Schlaf. Tallit hatte ein gutes Herz und wollte die Alte nicht wecken. Ganz in der Nähe des Lagers gab es eine Quelle. Tallit nahm ihre *Guerba* und machte sich auf den Weg. Da sah sie am Fuß eines Steinhügels ein einsames Feuer brennen. Erstaunt ging Tallit auf das Feuer zu und erblickte einen blauverschleierten Mann, der die Flammen schürte. Seine Gestalt war vornehm, seine Kleider von kostbarem Stoff und erlesener Machart. Ein Schwert in einer purpurnen Lederscheide war um seine schlanken Lenden gegürtet. Er begrüßte Tallit mit großer Höflichkeit, doch ohne ein Wort zu sprechen, und bot ihr einen Platz an seinem Feuer an. Stumm bereitete er den Tee für sie, und jede seiner Bewegungen war von vollendeter Anmut. Tallit verspürte die größte Neugierde; viele Fragen brannten ihr auf den Lippen. Aber die Gesetze der Höflichkeit verlangten, einem Fremden gegenüber Zurückhaltung zu wahren. Und daher benahm sich Tallit, trotz ihrer Ungeduld, wie es sich gehörte. Ab und zu musterte sie heimlich ihren Gastgeber. Das einzige, was sie von ihm sehen konnte, waren seine schön geformten Hände und seine Augen, groß und ziemlich rund; tiefe Sanftheit lag in ihrem Blick, Sanftheit, und vielleicht auch Schmerz. Bald schäumte der Tee in kleinen Silberkelchen, das stärkste und süßeste Getränk, das Tallit bisher gekostet hatte. Sie schlürfte ihn mit Behagen und lobte ihren Gastgeber. Der Mann selbst lüftete beim Trinken seinen blaufunkelnden Schleier nur so viel wie gerade nötig. Endlich war der Höflichkeit Genüge getan; Tallit vermochte ihre Neugier nicht länger zu beherrschen.

›Wie heißt du?‹ fragte sie. ›Wo bist du hergekommen? Warum wachst du alleine in der finsternen Nacht?‹

Der Fremde blieb stumm; auf ihre wiederholten Fra-

gen schüttelte er nur traurig den Kopf. Tallit ließ ihre schwarzen Augen blitzen. Sie gab sich schüchtern, dann verspielt; sie schmeichelte und drohte. Nichts half. Weder durch scheinbar naive noch durch gezielte Fragen vermochte sie den Mann zum Reden zu bewegen. Sein hartnäckiges Schweigen entfachte ihre Leidenschaft.

›O Fremder!‹ sprach sie. ›Nenne mir deinen Namen, und ich werde noch in dieser Nacht mein Lager mit dir teilen!‹

Da erhob sich der Mann. Langsam, feierlich, schnallte er seinen silberbeschlagenen Gürtel auf und legte sein Schwert ab. Dann entfernte er seine Brustamulette, sowohl die ledernen als auch die aus schwerem, blinkendem Silber. Ein Messer war mit Lederschlingen um seinen nackten Oberarm befestigt. Der Mann nahm auch dieses ab. Dann warf er seinen stahlblauen Umhang in den Sand, zog die seidene *Gandura* über seine Schultern. Die Textur des Gewebes flammte auf, durchsichtig wie heller Rauch. Nun löste der Fremde ein geflochtenes Band, ließ mit einer Hüftbewegung seinen *Serouel* fallen, stieg aus dieser Hülle und trat sie mit Füßen. Nackt, in blaues Mondlicht getaucht, stand der Unbekannte nun vor Tallit. Der enträtselte Körper war schöner, als sie es je erträumen konnte. Heftiges Begehren erfaßte die junge Frau. Doch als sie beide Arme um ihn schlang, stieß der Fremde sie von sich, zerrte so heftig den Schleier von seinem Antlitz, daß der Stoff zerriß. Tallit sah, daß der Mann einen Eulenkopf hatte.«

»Was hat die Geschichte zu bedeuten?« fragte ich Elias. Er legte den Kopf an meine Schulter und sah zu mir empor. Seine Augen waren verträumt.

»Ich kann es nicht sagen. Ich habe sie gerade erfunden.«

»Bist du der Mann mit dem Eulenkopf?«  
»Ich habe eine Vorliebe für solche Geschichten.«  
»Das ist keine Antwort. Da ist ein tieferer Sinn dahinter.«  
»Nein. Es ist einfach eine Geschichte.«  
Ich legte beide Hände um seinen Hals, umfing seinen sanft geschwungenen Nacken. Wir hielten uns umschlungen, Stirn gegen Stirn. Ich sagte leise:  
»Den Mann mit dem Eulenkopf, den liebe ich.«

# 1

Berufe, die mit dem Film zu tun haben, sind die besten der Welt. Es macht wirklich Freude; bloß arbeitete ich nicht gerne mit vielen Leuten zusammen. Ausstatter, Kostümbildner, Regieassistenten, Cutter, Kameraleute und Helfer haben ihre komplizierten, für meine Begriffe manchmal hysterischen Seelenzustände. Aus diesen und ähnlichen Gründen wandte ich mich beizeiten dem Dokumentarfilm zu. Da hatte ich die Sache besser im Griff. Mein ausgeprägtes Ego wurde beim Filmemachen verbissen. Es mißfiel mir, so zu sein, wie ich war, ein ungeselliger, autoritärer Mensch. Manchmal gelang es mir tagelang, Nachsicht zu üben. Bis mir dann alles zuviel wurde: Ich explodierte und jagte allen Leuten einen gehörigen Schrecken ein. Es gibt Sachen, die muß man einfach tun, und die Folgen in Kauf nehmen.

»Du machst es dir schwer«, sagte Olivia dazu.

»Es geht nicht anders. Niemand kann sich vorstellen, wie schwierig es ist, reale Dinge in Bild und Ton umzusetzen. Außerdem ist das Filmemachen ein hartes Geschäft.«

Selbständig oder in Zusammenarbeit mit der Regie legte ich das Thema fest, recherchierte in Archiven, in Bibliotheken. Dann verfaßte ich das Drehbuch, während ich gleichzeitig meine Vorstellung über Form und Gestaltung entwickelte. Manchmal waren fünf oder sechs Fassungen nötig, bis das Ergebnis stimmte. Danach begann die Jagd nach dem Geld.

»Hier und da habe ich Schiß«, sagte ich. »Daß ich die Kohle nicht zusammenbringe. Und daß dann das Projekt tot ist, oder – noch schlimmer – daß es mir ein anderer klaut.«

»Schiß« und »Kohle« waren nicht unbedingt Worte, die zu Olivias Wortschatz paßten. Sie reagierte sofort als Lehrerin, auch wenn sie nun bereits in Rente war.

»Ich mag nicht, wenn du solche Ausdrücke brauchst. Und außerdem machst du das alles ja schon lange genug.«

»Seit zwölf Jahren.«

»Na bitte, eine Sache der Routine«, entgegnete sie achselzuckend. Es kam mir seltsam vor, daß ich einmal verheiratet gewesen war. Henri war Ingenieur bei der Filiale der UIT (Union International der Telekommunikation) in Genf. Wir hatten uns zehn Jahre zuvor in Brüssel kennengelernt, wo er Physik studierte. Wir paßten nicht zueinander; aber Henris komplizierte Art zu denken hatte mich durchaus geprägt. Nach drei Jahren hatten wir uns getrennt. Wer mich im leichten Plauderton darüber reden hörte, mochte glauben, daß ich es auf die leichte Schulter nahm. Das stimmte nicht; Henri und ich hatten beide damals sehr gelitten. Aber auf meine Art versuchte ich mich von der Geschichte zu distanzieren. Selbstmitleid lag mir nicht. Von Zeit zu Zeit nahm ich mir einen Liebhaber; aber grundsätzlich ging es besser ohne. Ich vermutete, daß kein vernünftiger Mann es auf die Dauer mit mir aushielt.

»Du kommst und gehst, wie es dir gefällt«, hatte Henri mal gesagt, »du bist ein Mensch ohne Wurzeln.«

Das war gewesen, kurz bevor wir uns trennten. Später habe ich oft über die Bemerkung nachgedacht. Kein Zweifel, sie traf zu. Mitunter machte es mir das Herz schwer, daß ich Henri verlassen hatte. Aber ich hatte nur

zerstört, was zerstörbar gewesen war. Sonst hätte ich ohne Zweifel versucht, unsere Beziehung zu bewahren.

Vor einiger Zeit hatte ich eine Reportage aus einer Zeitschrift ausgeschnitten und aufgehoben. Italienische Archäologen hatten in der Sahara bisher unbekannte Ruinen und Felszeichnungen entdeckt. Ich hatte Fantine davon erzählt. Fantine Nathan war Filmproduzentin, und ich kam gut mit ihr aus.

»Ein Gelände, das dreißig Kilometer lang ist, und an manchen Stellen dreihundert Meter breit. Eine ganze Ruinenstadt hat man dort gefunden. Und jede Menge Gravuren. Stell dir das mal vor, Fantine! Sie zeigen Tiere, die es seit vielen hundert Jahren in der Wüste nicht mehr gibt: Elefanten, Rhinozerosse, Löwen. Und Menschen auch.«

Ich hatte die Abbildungen in einem Reisemagazin gesehen. Da war etwas Seltsames an ihnen, was ich Fantine zu erklären versuchte. Eine unerhörte, expressive Kraft ging von ihnen aus, eine Kraft, wie außerhalb von Zeit und Raum.

»Und gleichzeitig«, sagte ich, »kommen sie mir vertraut vor.«

»Weil dein Vater aus der Wüste kam?«

»Ich glaube schon.«

Unsere Gefühle werden von allen möglichen Ideenverbindungen gelenkt. Farben und Formen und Strukturen einer weit zurückliegenden Zeit hatten sich in meiner Erinnerung eingepägt.

»Und du willst einen Film darüber machen.«

Es war eine Feststellung, keine Frage. Ich lächelte Fantine an.

»Vielleicht. Ich denke nach.«

Ich konnte ein Problem Stunden, Tage und sogar Wochen in meinen Gedanken bewegen, bis ich es ganz

durchschaut hatte. Oft bewirkte diese Versunkenheit, daß man mich für naiv hielt. Aber ich machte Filme. Das bedeutete, die Welt so zu sehen und sich vorzustellen, daß andere sie auch so sehen konnten. Und das verlangte – außer einer technischen Begabung – mitunter viel Intuition.

## 2

Ich lief im Regen nach Hause, kam verschwitzt an. Paris kann im Herbst sehr warm sein, der Regen war kühl und wohltuend. Ich wohnte in einem Haus aus der Belle Epoque, erheblich vernachlässigt, aber immer noch imposant und verschnörkelt. Ich ging durch die Halle mit dem abgetretenen Marmorfußboden, ein knirschender Aufzug brachte mich mühsam in die sechste Etage. Hinter dem Scherengitter glitten die Stockwerke vorbei. Es gab Erker und hohe Fenster mit bunten Bleiglasscheiben. Die Korridore waren durch abgeschabte Teppiche, Holzdielen und Treppchen miteinander verbunden. Meine Wohnung am Flurende bestand eigentlich nur aus einem einzigen Raum, der von mittlerer Größe, aber schön in seinen Proportionen war. Die Kochnische stammte aus den siebziger Jahren, das Badezimmer war eine ehemalige Dienstbotenkammer. Ich mochte meine Wohnung sehr; sie machte mich ruhig und zufrieden. Die Wände waren frisch geweißt, die Fenster hoch, und der gut erhaltene Parkettfußboden glänzte wie Bernstein. Es roch nach abgestandener Luft. Ich öffnete beide Fenster, ließ den Geruch des Regens herein; unten brauste und dröhnte der Verkehr. Ich zog meine nassen Sachen aus, wechselte T-Shirt und Hose. Am Eingang

hing ein alter, vergoldeter Spiegel vom Flohmarkt. Ich blieb kurz vor ihm stehen, strich die feuchten Haarsträhnen aus der Stirn. Mein Gesicht war feingeschnitten, oval, das Profil merkwürdig stumpfnasig.

Du hast das Gesicht deines Vaters, sagte Olivia immer, dieselbe hohe Stirn, dasselbe schmale Kinn, ein Merkmal der Familie.

Der Mund war weich und voll. Mein Gesicht hatte ich niemals als besonders attraktiv empfunden, auch später nicht, als es hieß, daß mein Lächeln ganz reizend sei. Die Farbe meiner Augen wechselte von Braun zu Gold. Die Brauen waren schräggestellt, die eine war leicht hochgezogen, was meinem Gesicht einen Ausdruck von Zweifel, Zurückhaltung und zugleich Scharfsinn verlieh. Als Kind hatte ich ziemlich stark geschielt und eine Brille tragen müssen, bis sich der Defekt allmählich zurückbildete. Heute ist er ganz verschwunden.

Ich ging an dem Spiegel vorbei, setzte mich an meinen Schreibtisch und schaltete den Computer an. Eine Weile saß ich in Gedanken versunken, legte die Hände in den Schoß und roch den Duft meiner feuchten Haut.

Henri. Ich hatte ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Ich war neunzehn Jahre alt gewesen, als wir uns kennenlernten, er zweiundzwanzig. Viel zu jung, meinten die Schwiegereltern, womit sie zweifellos recht hatten. Darüber hinaus war ich ihnen nicht gut genug. Henris Vater war einer der bekanntesten Anwälte Brüssels. Er war konservativ, aber nicht unbeweglich, und besaß eine ruhige Gelassenheit. Die Mutter kam aus schwerreichem Haus. Ihre Intelligenz war wenig ausgebildet; man tat jedoch gut daran, sie nicht bloßzustellen.

Ich war zur Hälfte Algerierin, daher nicht wirklich vorzeigbar. Meine Mutter war Lehrerin, der exotische Vater lebte nicht mehr. Statt eines Vermögens hatten wir

Schulden. Derartige Lebensumstände riefen in Henris Kreisen ein Naserümpfen hervor. Wie auch immer, die Hochzeit fand statt. Henris Eltern machten gute Miene zum bösen Spiel, und auch meine Mutter kam.

Es folgten ein paar Jahre, in denen nichts geschah, außer daß Henri sein Gehalt verbesserte und wir in eine größere Wohnung zogen. Ich beendete mein Studium, entdeckte mein Interesse für das Filmen. Henri war beschäftigt; er fand gut, was ich machte. Kinder hatten wir keine; wir wollten noch warten, obwohl die Schwiegermutter mit Nachdruck betonte, wir sollten doch endlich eine »richtige Familie« werden. Mit Henris Karriere ging es steil aufwärts, und damit begann die Zeit der Entfremdung. Die Rolle, die ich an seiner Seite spielen sollte, entsprach mir nicht. Ich war eine Frau, deren Leben im Zeichen der Suche nach einem Ziel stand; alles mögliche konnte dieses Ziel sein, jedoch keine schale Ehe, keine Anpassung. Ich mußte mich Herausforderungen stellen, mich in Prüfungen bewähren. Es erreichte Henri zur Ehre, daß er mich verstand. Er war ein guter Kenner meiner Tiefen, aber gleichzeitig war er – und wußte es – auf übertriebene Art ehrgeizig. Er arbeitete mit Zahlentabellen und Satellitendiensten, seine Zeit wurde knapper, sein Gehalt größer. Er arbeitete jeden Tag länger und saß auch am Wochenende vor dem Computer. Ich besuchte eine Filmschule, machte ein Volontariat beim Brüsseler Fernsehen. Dabei kam ich mit vielen verschiedenen Menschen zusammen. Zu einem Einordnen in die Gesellschaft brachte ich keine Bereitschaft mehr auf. Den Schwiegereltern paßte das nicht, sie hofften auf das Enkelkind. Ich drehte meinen ersten Werbefilm, gewann eine Auszeichnung und hatte eine kurze Affäre mit einem Schauspieler. Hinter Henri schauten die Frauen her, wenn er mit seinem ironischen

Lächeln auf den Lippen von einer Besprechung in die andere ging. Er spürte, daß er eine intensivere Art zu leben suchte. Die Frauen spielten mit. Henri und ich sprachen offen über alles. Es war für uns beide eine emotionale Erfahrung, nach deren Bewältigung wir jedoch nicht noch einmal von vorn anfangen konnten. Henris Eltern schlugen einen merkwürdig rachsüchtigen Ton an. War es nicht so, daß ich kein Kind gewollt hatte? Ach, sie hatten immer gesagt, daß ich für ihren Sohn nicht die Richtige war. Ich fühlte mich verstoßen, unwürdig, unerwünscht. Olivia reagierte wie immer gelassen und mischte sich nicht ein. Ich sagte zu ihr:

»Es ist so niederschmetternd. Ich fühle mich, als ob ich mit dem Kopf gegen die Wand renne.«

»Du hast mein ganzes Mitgefühl. Und wie geht es Henri?«

»Er ist viel unterwegs. Wo und mit wem, ist mir egal.«

»Du bist nicht aufrichtig.«

»Es tut mir leid. Ich weiß, daß ich mich idiotisch benehme.«

»Das will ich schwer hoffen.«

»Ich kann es nicht mehr aushalten, Olivia. Ich muß weg, verstehst du? Es reißt mich weg, es treibt mich. Aber ich komme und komme nicht weiter.«

»Fürs erste gehst du von ihm weg«, sagte Olivia. »Schade, ihr wart ein so schönes Paar. Was Henri falsch gemacht hat, weiß er inzwischen. Jetzt mußt du nachdenken und überlegen, worin deine Fehler bestanden. Und sitz gerade, auch wenn du heulst. Ich mag keine krummen Rücken.«

Unterhaltsansprüche stellte ich keine. Henri hatte gute Beziehungen zum Richter, und die Scheidung wurde in weniger als zehn Minuten ausgesprochen. Danach kam die Traurigkeit wieder. Aber man kann mit der Ein-

samkeit leben und bekommt allmählich, von einem Abend zum anderen, Übung darin.

Nach dem Regen war es plötzlich kühl geworden. Ich stand auf, schloß die Fenster und zog meine Unterlagen aus dem Ordner. Bevor das Projekt bewilligt wurde, mußte ich ein Exposé verfassen; es stellte die Grundlage dar, auf der sich andere näher mit dem Stoff befassen konnten. In der kommenden Woche würde ich Fantine treffen, die für schlampige Arbeit nichts übrig hatte. Als Co-Produzentin war ich bereit, Geld in die Sache zu stecken – jedoch nur unter der Bedingung, daß das Fernsehen mitmachte. Das »unabhängige Filmschaffen« war eine brotlose Kunst, aber drehte ich zwei oder drei Werbefilme, kam Geld auf mein Konto. Auch mit Werbefilmen kann man experimentieren; ich war in dieser Beziehung nicht stur. Und aus der Geschichte mit den Felsbildern ließ sich etwas machen.

Der Anfang fand immer an meinem Schreibtisch statt, besser gesagt, in meinem Kopf. Wenn ich einmal begonnen hatte, konnte ich unmöglich wieder aufhören. Es kam mir dann vor, als sei ich in einem fließenden Übergang in eine andere Welt begriffen, als trennte ich mich allmählich von den anderen Menschen. Ich war stets bestrebt gewesen, in meinen Filmen den Autorenstandpunkt, das persönliche Anliegen, erkennen zu lassen. Ich hatte lernen müssen, für die Auswertung meiner Filme selbst zu sorgen. Zum Glück hatte ich meine Kontakte schon geknüpft; zu einigen Filmverleihern hatte ich eine gute Beziehung und wußte inzwischen, wie man einen Film verkauft. Das alles war Routine.

Doch es kam vor, daß mich ein Schauer packte. Irgendwo tief in meinem Bewußtsein häuften sich Sedimente von Erinnerungen. Sie hatten etwas mit Afrika zu tun, mit diesem lang vergangenen Teil meines Seins. Ich

spürte es mit jeder Faser meines Körpers, obwohl ich an manchen Tagen meinte, mir etwas einzubilden. Dennoch, in mir regte sich etwas. Ein beunruhigendes Gefühl. Manchmal sah ich mich selbst, wie mit den Augen einer anderen, und kam mir fremd vor.

Ich hatte Herodots »Historien« in einem Antiquariat aufgestöbert. Das Buch lag neben meinem Computer. Ich schlug es auf, schaute hinein und las. Einige Seiten hatte ich mit handschriftlichen Notizen versehen – es war meine Angewohnheit, in Bücher zu kritzeln. Manche Satzteile waren unterstrichen. Worte drücken Empfindungen aus, verhelfen zum klareren Denken, sie sind immer in Bewegung. Und Worte, die viele Menschenalter überdauert haben, bleiben lebendig – so lebendig, daß sie niemals sterben können.

»In diesem Wüstenstreifen liegen Salzstücke in großen Klumpen auf den Hügeln. Dort leben auch Menschen, zunächst die Ammoniter, die den Widder anbeten und um eine Quelle herum angesiedelt sind, die »Quelle der Sonne« genannt wird. Zehn Tagesreisen weiter befinden sich ein anderer Salzhügel und eine andere Quelle, um die herum Menschen wohnen. Diese Gegend heißt Aguila. Dort ziehen die Nasamonen zur Dattelernte. Hinter Aguila, wieder zehn Tagesreisen weiter, kommt man in ein fruchtbares Land mit vielen Dattelpalmen. Da wohnen Menschen, die Garamanten heißen, ein gewaltiges Volk. Sie bedecken das Salz mit Erde, dann säen sie Korn. Die Garamanten machen mit ihren von vier Pferden gezogenen Wagen Jagd auf die Äthiopier, die in Höhlen wohnen. Und zehn Tagesreisen weiter, stößt man erneut auf einen Salzhügel und eine Quelle; dort wohnen Menschen, die Ataranten heißen. Und schließlich, abermals zehn Tagesreisen weiter, befinden sich wieder ein Salzhügel und eine Quelle. Dort wohnen

die Atlanten, die ihren Namen von dem Berg bekommen haben, den sie bewohnen, und der Atlas heißt. Der ist schmal und an allen Seiten abgerundet, und so hoch, daß man seinen Gipfel nicht sehen kann, denn er ist stets von Wolken verhangen, im Sommer wie im Winter. Und die Bewohner des Landes dort sagen, dies sei die Säule des Himmels. Man sagt, dieses Volk habe keine Träume ...«

Ein Frösteln überlief mich. Dieser Satz war der geheimnisvollste von allen. Das muß etwas zu bedeuten haben, dachte ich. Träume sind innere Ablagerungen gesammelter Erfahrungen, Spiele des menschlichen Geistes. Was war los mit den Atlanten? Herodot mochte andeuten, daß etwas mit ihnen nicht stimmte. Verbot ihnen etwas in ihrem Gehirn die Erinnerung? Was hatten sie oder ihre Vorfahren erlebt? Welches Verhängnis? Welche Katastrophe? Menschen, die ihrer Welt entrissen werden, verschließen ihr Unterbewußtsein. Und wie kam Herodot dazu, um diese Dinge zu wissen? Ich mochte Rätsel; ich war gerne neugierig. Ich neigte zur Zerstretheit; eine Schwäche, mit der ich mich nicht abfinden wollte. Die Neugierde disziplinierte mich, fesselte mich an den Punkt, an dem ich zu arbeiten hatte.

### 3

Am Mittwoch fand das Treffen mit Fantine statt. Sie wohnte Rue St. Martin, nur ein paar Schritte vom Centre Pompidou entfernt, hoch oben im Gebäude der Iracam, dem Forschungszentrum für Musikproduktion. Ihre kleine Wohnung diente ihr gleichzeitig als Büro. Alles war kombiniert mit kühler Eleganz. Firlefan lag

ihr nicht. Nur wenige Farben – Beige, Weiß, Hellgrau. Und dazwischen Fantine, ganz in Schwarz, mit rotem Haar. Sie trug kirschfarbenen Lippenstift, hatte eine Haut wie Sahne. Sie war siebenundvierzig und ging niemals in die Sonne. Ihr Gesicht, zu knochig, um wirklich schön zu sein, war zu perfekt zurechtgemacht, um nicht aufzufallen. Wir tranken Kaffee, und Fantine prüfte mein Exposé, angemessen kritisch, ihren kleinen Zigarillo in der Hand, ihre Designer-Brille auf der schmalen Nase.

»Was meinst du?« fragte ich.

»Es gefällt dir«, erwiderte sie.

»Mir?«

»Du weißt genau, was ich meine.«

Fantine blickte mich amüsiert an. Ihr Lippenstift glänzte in der Morgensonne. »Wenn dir eine Sache gefällt, wird es ein guter Streifen.«

Ich spürte ein leichtes Flattern in der Brust.

»Das läuft von ganz allein«, sagte ich.

»Wundert dich das?«

Fantines Kaffee war gut. Ich nahm einen großen Schluck.

»Eigentlich kaum. Ich brauche nur anzufangen, mich damit zu befassen.«

Fantine sprach mit leiser Stimme. Den Film konnte sie bei *Arte* unterbringen. Ohne weiteres. Kein Problem.

»Die Wüste kommt nie aus der Mode. Aber es macht einen großen Unterschied, wenn ausgerechnet du dich mit dem Thema befaßt.«

»Weil mein Vater Algerier war?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Weil du eine Frau bist. Frauen drehen andere Filme als Männer.«

»Stimmt. Warum tun sie das, deiner Meinung nach?«  
Sie runzelte die Stirn.

»Ich habe da so meine eigenen Gedanken. Wenn das Publikum nicht weiß, ob der Streifen von einem Mann oder einer Frau gemacht wurde, reagiert es heftiger bei dem Film einer Frau. Immer. Jedesmal. Er berührt sie tiefer. Ist dir das nie aufgefallen?«

»Im Grunde ja.«

»Siehst du? Filme von Frauen gehen unter die Haut, weil sie ihr eigenes Leben anders und intensiver leben. Und sie sind im Begriff, eine neue Filmsprache zu erfinden. Aber Großproduktionen werden nach wie vor von Männern gedreht. Sensation und Action, du weißt schon, und die Stars ziehen ihr Höschchen aus. Na schön. Pubertierende freuen sich darüber, aber das Publikum hat die Nase voll.«

Ich kannte Fantine seit fünf Jahren und verließ mich stets auf ihr Urteil. Fantine hatte ihre eigene Firma, mit drei Angestellten für den Verwaltungsbereich. Wenn sie ein Projekt anging, stellte sie innerhalb weniger Tage das entsprechende Team zusammen. Und sie kannte eine Menge Leute, die wichtig waren.

»Die Sahara ...« Fantine dachte laut, wobei sie mit ihrem schwarzbeschuhten Fuß wippte. »Jeder glaubt, daß sie bis zum letzten Quadratzentimeter erforscht wurde. Warum wurde das Gelände jetzt erst neu entdeckt?«

Die Antwort konnte ich ihr geben.

»Die Dünen bewegen sich mit dem Wind, die Wüste verändert ständig ihr Gesicht. Du kannst monatelang die gleiche Strecke fahren und glauben, daß sie dir vertraut ist. Und dann kommt ein Sandsturm, und du weißt nicht mehr, wo du bist. Stell dir eine Landschaft vor, die am Morgen da war, und am nächsten Tag ist sie weg.«

»Klingt unheimlich, würde ich sagen.«